

Bes Schulkonzept. In: ders. (Hrsg.): Ganztagserziehung in der Schule. Opladen 1995, S. 12-48

Holtappels, H.G.: Beteiligung von Kindern in der Schule. In: Deutsches Kinderhilfswerk (Hrsg.): Kinderreport Deutschland. München 2004

Olk, T.: Jugendhilfe und Ganztagsbildung. Alte Rollenzuweisungen oder neue Perspektiven? In: neue praxis 6/2004, S. 532-542

Otto, H.-U.; Coelen, T. (Hrsg.): Grundbegriffe der Ganztagsbildung. Beiträge zu einem neuen Verständnis in der Wissensgesellschaft. Wiesbaden 2004

Rauschenbach, T.; Otto, H.-U. (Hrsg.): Die neue Bildungsdebatte. Chance oder Risiko für die Kinder- und Jugendhilfe? In: Otto, H.-U.; Rauschenbach, T. (Hrsg.): Die andere Seite der Bildung. Zum Verhältnis von formellen und informellen Bildungsprozessen. Wiesbaden 2004, S. 9-29

Rauschenbach, T.: Schule und bürgerschaftliches Engagement – zwei getrennte Welten? Anmerkungen zu einer schwierigen Beziehung. In: Bürgerschaftliches Engagement als Bildungsziel (in) der Schule. Fachtagung am 29./30.10.2004 in Mainz. Berlin 2005

Rekus, J.: Theorie der Ganztagschule – praktische Orientierungen. In: Ladenthien, V.; Rekus, J. (Hrsg.): Die Ganztagschule. Alltag, Reform, Geschichte, Theorie. Weinheim/München 2005, S. 279-297

Sliwka, A.: Service Learning: Verantwortung lernen in Schule und Gemeinde. In: Edelstein, W.; Fauser, P. (Hrsg.): Beiträge zur Demokratiepädagogik. Berlin 2004

Zum Berufsbild in der Sozialen Arbeit

Das berufliche Selbstverständnis und seine Unschärfen

Rosemarie Karges; Ilse M. Lehner

Zusammenfassung

Sozialarbeiterinnen und Sozialpädagogen definieren ihre berufliche Identität überwiegend über die Beschreibung ihres alltäglichen Handelns. Auf Grund der Vielfalt der Arbeitsfelder konnte bisher kein einheitliches Berufsbild Soziale Arbeit entstehen. Dies wirkt sich hemmend auf die Weiterentwicklung einer beruflichen Identität aus. Im Interesse eines reflexiven und bewussten Selbstverständnisses stellt sich die Aufgabe, bereits in der Ausbildung herauszuarbeiten, wie eine zeitgemäße übergreifende und nicht nur arbeitsfeldbezogene berufliche Identität aussehen kann, wie sie zum Beispiel der *Deutsche Berufsverband für Soziale Arbeit* (2005) formuliert.

Abstract

Social Workers and Social Pedagogues define their professional identity predominantly by describing their everyday actions. Due to the diversity of fields of work, it was impossible to develop a consistent job description of Social Work up to now. This fact inhibits the further development of a professional identity. On behalf of a reflexive and sensible self-conception, the task of defining a contemporary and comprehensive professional identity (not only relating to the field of work) should already be addressed during the educational period, how it is for example phrased by *Deutsche Berufsverband für Soziale Arbeit* (2005).

Schlüsselwörter

Soziale Arbeit - Berufsbild - Definition - Befragung - Selbstverständnis

1. Einleitung

Kaum einer Fachkraft für Sozialarbeit fällt es leicht, fachfremden Personen das Berufsbild Soziale Arbeit zu erklären. Soziale Arbeit wird nach *Wilhelm Klütsche* (1998) überall dort verrichtet, wo andere Professionen versagen. Sie ist dort vonnöten, wo eine „widersprüchliche, überfordernde, eben konfliktreiche Situation“ vorliegt. Soziale Arbeit hat einerseits ihre eigenen Bezugssysteme – Fachlichkeit und Ethik – und übernimmt andererseits einen gesellschaftlichen Auftrag, innerhalb dessen sie auf Rahmenbedingungen verwiesen ist. *Klütsche* beschreibt den gesellschaftlichen Beitrag der Sozialen Arbeit als eine notwendige und nützliche Dienstleistung, die sich

um Integration, Partizipation und Teilhabe ihres Klientels bemüht (*ebd.*). Nachdem in den 1990er-Jahren der ökonomische Einbruch auch im Sozialbereich offensichtlich wird, sieht *Wolf Rainer Wendt* (zitiert nach *Straub* 2002, S.17) die Soziale Arbeit vor die Frage gestellt, „was an ihr sozial bleibt“ – eine Frage, die ihre Identität betrifft.

1997 wurden fachliche Standards in der Sozialpädagogik und in der Sozialen Arbeit in einer Stellungnahme der *Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter* (1997) dokumentiert. Die berufliche Tätigkeit von Sozialarbeiterinnen und Sozialpädagogen ist arbeitsfeld- und arbeitsplatzabhängig unterschiedlich: Sie begleiten im Alltag, intervenieren in Krisensituationen und motivieren zu Eigeninitiative, leisten problemzentrierte Beratungsarbeit, indem sie Wissenslücken füllen, Alternativen aufzeigen und Entscheidungshilfen geben. Auch im sozialtherapeutischen Kontext werden Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter tätig, so in der Rehabilitation, in Beratungsstellen und in Einrichtungen des Strafvollzugs. Als Sachbearbeiter und Planerinnen erfassen und interpretieren sie soziale Sachverhalte. Unter Berücksichtigung der einschlägigen Rechtsgrundlagen und Vorschriften ermitteln sie den Bedarf an materieller, persönlicher und finanzieller Unterstützung und beschaffen beziehungsweise vermitteln diese. Als Koordinierende und Organisierende planen, leiten und koordinieren sie in und zwischen sozialen Einrichtungen. Sie arbeiten in Gremien, entwickeln Netzwerke und leisten Öffentlichkeitsarbeit (*Bundesagentur für Arbeit* 2005).

Diese Breite und Vielfalt der Arbeitsfelder bedeuten ein generelles Strukturproblem für die Profession Soziale Arbeit. Auf Grund dieser Breite haftet ihr etwas Unspezifisches und auch Naturwüchsiges an, was bewirkt, dass Grenzen zu benachbarten Berufen, aber auch zur Laien- oder Ehrenamtlichenarbeit als fließend wahrgenommen werden. Dies nährt das verbreitete Vorurteil, Soziale Arbeit sei eine Tätigkeit, die jeder oder jede kann. Aus dieser Allzuständigkeit resultiert oft Unsicherheit hinsichtlich der eigenen beruflichen Ein- und Wertschätzung. *Regine Gildemeister* (1996) bezeichnet dies als „die Schwierigkeit, Kompetenzansprüche in Bezug auf Probleme des täglichen Lebens durchzusetzen, die beim Laienpublikum nicht die dafür benötigten besonderen Fähigkeiten sichtbar werden lässt“. Dies alles führt dazu, dass das Bild vom Beruf unscharf und nicht eindeutig zu fassen ist – nicht einmal für die Berufsgruppe selbst. Wird Berufsbild als Image, als Beschreibung der berufsspezifischen Qualifikationen, Anforderungen und Sollvorschriften definiert, so

könnte die Existenz eines klar umrissenen Berufsbildes zu einer größeren Statussicherheit und zu einer besser ausgeprägten beruflichen Identität beitragen. Denn – so ist seit langem immer wieder zu hören und zu lesen – Sozialarbeiterinnen und Sozialpädagogen fehle diese berufliche Identität. Als Ursache dafür gelten neben der Vielfalt der Arbeitsfelder die Hausarbeitsnähe Sozialer Arbeit (*Klewitz* u.a.1998), die Dominanz der Frauen im Beruf,¹ die nicht vorhandene klare Definition des Basiswissens, über das alle Fachkräfte für Sozialarbeit zu verfügen haben, die noch nicht ausreichend ausdifferenzierte und eigenständige Fachwissenschaft (*Karges; Lehner* 2005) wie auch das ungeklärte, als ungleich empfundene Verhältnis zu Expertinnen und Experten aus anderen Bereichen, auch als Kolonisierung der Sozialen Arbeit bezeichnet.²

2. Berufliche Identität

Heiko Kleve (2000) beschreibt Soziale Arbeit als eine von vielfältigen Ambivalenzen durchwachsene Profession, was ein „Kennzeichen für ihre Identität der Identitätslosigkeit“ sei. Er sieht diese Identität „im permanenten Übergang“ (*ebd.*, S. 138). Somit seien die „sozialarbeiterischen Ambivalenzen weder zu eliminieren noch passiv einfach nur auszuhalten“ (*ebd.*, S. 139). Bezogen auf die Persönlichkeit schreibt *H. Fend* der Identität gerade in Zeiten rascher Entwicklung und sozialen Wandels zahlreiche Funktionen zu: beispielsweise „Verleihung von Zielbezug und Sinn ...“, die Stiftung von Kohärenz des Handelns ..., schließlich die Möglichkeit, sich von anderen sowohl als selbstständiges Individuum abzusetzen als auch sich mit ihnen unter gemeinsamen Zielen zu solidarisieren“ (zitiert nach *Silbereisen; Schmitt-Rodermund* 1998). Identität kann somit beschrieben werden als ein „System von Zielen, Werten und Überzeugungen“ (*ebd.*, S. 386), das einem persönlich wichtig ist und dem der oder die Einzelne sich verpflichtet fühlt. Sie hat Funktionen wie „Wahrung der Kontinuität von der Vergangenheit in die erwartete Zukunft, Verleihung von Zielbezug und Sinn ...“ (*ebd.*, S. 385).

Berufliche Identität kann verstanden werden als das Gefühl der Zugehörigkeit zu und der Einigkeit mit einer bestimmten Berufsgruppe, als das Bewusstsein des eigenen berufsspezifischen Könnens, das Wissen um die Fähigkeit zur Bewältigung berufsspezifischer Anforderungen sowie berufsbezogener perspektivischer Überlegungen. Für viele Sozialarbeiter und Sozialpädagoginnen stellt sich die Frage nach der beruflichen Identität nicht. Sie wird eher als überflüssig empfunden. Für andere von ihnen scheint das Zurechtkommen mit solchen Ambivalen-

zen, das heißt mit vielfältigen Identitäten schwierig zu sein, was Auswirkungen zum Beispiel im sozial- und standespolitischen Bereich hat.

3. Zur Existenz und zum Gehalt eines Berufsbilds der Sozialen Arbeit

Wir führten vor einiger Zeit eine Untersuchung durch, die unter anderem Aufschlüsse über die Einschätzung von Sozialarbeiterinnen und Sozialpädagogen bezüglich ihres Berufsbildes geben sollte.³ Gefragt wurde beispielsweise danach, ob für sie ein solches existiert, ob sie es für wichtig halten, wie sie es beschreiben und welche Erklärungen sie für das Fehlen eines Berufsbildes haben. Auffälliges Merkmal bei der Beantwortung der Fragen war, dass im völligen Gegensatz zu den anderen Themenbereichen der Untersuchung⁴ hier durchgängig die Anzahl der Befragten, die entweder keine Angaben machten oder sich noch keine Meinung zu den entsprechenden Fragen gebildet hatten, außerordentlich hoch war.

3.1 Existenz des Berufsbilds

Nur für etwas mehr als ein Drittel der Befragten ist ein Berufsbild vorhanden und wichtig (35,3 Prozent). Es wird umschrieben mit Beratung über soziale Hilfen (30,7 Prozent), unterstützende Arbeit (29,9 Prozent) und Hilfe zur Selbsthilfe (26,8 Prozent). Allerdings verneint fast ein Drittel der Befragten (31,4 Prozent) die Existenz eines Berufsbilds Soziale Arbeit und auffällig viele Personen – 33,3 Prozent – beziehen keine Stellung.

In Beantwortung der Frage, ob Soziale Arbeit ein Berufsbild *hat*, unterscheiden sich Sozialarbeiterinnen und Sozialpädagogen aus den alten und neuen Bundesländern erheblich: In den neuen Ländern sind 42,9 Prozent der Berufsangehörigen der Auffassung, dass Soziale Arbeit ein Berufsbild hat, in den alten Bundesländern dagegen nur 32,8 Prozent. Die Ansicht, Soziale Arbeit habe kein Berufsbild, vertreten 36,4 Prozent aus den alten Bundesländern, aber nur 15,9 Prozent aus den neuen Ländern. Diese unterschiedlichen Auffassungen könnten damit zusammenhängen, dass die Befragten aus den neuen Bundesländern ihre Ausbildung häufig erst nach der Wende abgeschlossen haben und Fragen des Berufsbilds in den letzten Jahren in der Ausbildung wie auch in der Fachliteratur eher thematisiert wurden als früher. 41,3 Prozent der Befragten aus den neuen Bundesländern wissen nicht, ob Soziale Arbeit ein Berufsbild hat, oder gaben keine Antwort (im Vergleich dazu 30,7 Prozent aus den alten Bundesländern). Anzunehmen ist, dass diese – eher übergeordnete – Problematik nicht interessiert, in der beruflichen Praxis nicht von Belang ist und solche

Fragen von Definitionen vielleicht eher andere Zielgruppen wie Wissenschaftler, Wissenschaftlerinnen und Lehrende in der Ausbildung interessieren als praktisch Tätige.

Beschäftigte bei freien Trägern (36,3 Prozent) scheinen ein etwas klarer umrissenes Berufsbild zu haben als Beschäftigte bei öffentlichen Trägern (32,9 Prozent). Der Anteil derjenigen, die mit „Ich weiß es nicht“ antworteten, ist bei öffentlichen Trägern (34,2 Prozent) deutlich höher (freie Träger 22,9 Prozent). Dies könnte auch mit einer Leitbilddiskussion zusammenhängen, die freie Träger im Zuge einer notwendigen Profilbildung eher und intensiver begonnen haben als öffentliche Träger. Diese Leitbilddiskussion beinhaltet sicher auch Aspekte des typisch Sozialarbeiterischen einer Konzeption, also auch Aspekte des Berufsbilds.

3.2 Merkmale und Gehalt des Berufsbilds

Wenn Professionelle aus der Praxis der Sozialarbeit ihren Beruf erklären sollen, dann stellen sie (28,6 Prozent) meist das eigene Arbeitsgebiet vor (*Hewig-Lempp* 2003). 26,7 Prozent erläutern das Aufgabengebiet der Sozialen Arbeit generell. 5,1 Prozent geben keine eindeutige Erklärung und die Mehrheit von 39,6 Prozent macht zu dieser Frage keine Angaben. Berufsangehörige aus den alten Bundesländern erklären ihren Beruf häufiger über das eigene Arbeitsgebiet (aB 30,2 Prozent, nB 23,8 Prozent), während Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen aus den neuen Ländern wesentlich öfter als Erklärung das Aufgabengebiet der Sozialen Arbeit vorstellen (36,5 Prozent) als Befragte aus den alten Bundesländern (23,4 Prozent). Beschäftigte bei einem öffentlichen Träger stellen fachfremden Personen ihren Beruf über das eigene Arbeitsgebiet vor (öT 40,8 Prozent, fT 23,5 Prozent) und deutlich weniger häufig das Arbeitsgebiet der Sozialen Arbeit insgesamt (öT 25,0 Prozent, fT 27,4 Prozent).

30,7 Prozent der Befragten definieren das Berufsbild der Sozialen Arbeit als „Beratung über soziale Hilfen“, das heißt sie beschreiben, woraus ihre alltäglichen Tätigkeiten und Arbeitsvollzüge bestehen. 29,9 Prozent charakterisieren das Berufsbild als „unterstützende Arbeit“, 26,8 Prozent als „Hilfe zur Selbsthilfe“. Die letzten beiden Angaben stellen übergeordnete Ziele und Leitziele der Sozialen Arbeit dar. 12,6 Prozent der Befragten sagen aus, dass das Berufsbild je nach Schwerpunkt und Zielgruppe der Arbeit sehr unterschiedlich sei. Diese Aussagen deuten darauf hin, dass ein zielgruppen- und arbeitsfeldspezifisches Berufsbild Grundlage des beruflichen Selbstverständnisses ist. Es ist zu vermuten, dass je

konkreter das Aufgabenfeld ist, desto aufgabenspezifischer das Berufsbild benannt wird. Wenn es zum Beispiel Aufgabe der Fachkräfte ist, über soziale Hilfen zu beraten, dann wird als Profil des Berufsbilds beratende Tätigkeit angegeben.

Frauen und Männer in der Sozialarbeit unterscheiden sich nicht nennenswert in ihrer Sicht bezüglich des Berufsbilds, allenfalls darin, dass Männer das Berufsbild häufiger über Hilfe zur Selbsthilfe (Frauen 25 Prozent, Männer 30,8 Prozent) definieren. Werden die Angaben, in denen das Berufsbild über das übergeordnete Leitziel beziehungsweise die Eckpfeiler der Sozialen Arbeit definiert wird, nämlich unterstützende Arbeit und Hilfe zur Selbsthilfe zu leisten, verglichen, so ergibt dies bei den männlichen Berufsangehörigen 64,1 und bei Frauen 53,4 Prozent. Sozialarbeiter definieren also das Berufsbild deutlich häufiger über die übergeordneten Ziele und Leitziele der Arbeit als ihre Kolleginnen. Frauen hingegen bestimmen es eher zielgruppen- und arbeitsfeldspezifisch. Die Befragten aus den alten und neuen Bundesländern ähneln sich grundsätzlich in ihrem Verständnis bezüglich des Berufsbilds. Unterschiede gibt es in der Auffassung, dass es je nach Schwerpunkt und Zielgruppe sehr unterschiedlich sei (aB 14 Prozent, nB 7,4 Prozent). Beschäftigte bei öffentlichen Trägern definieren das Berufsbild etwas häufiger als Beratung über soziale Hilfen (fT 28,9 Prozent, öT 34,1 Prozent).

Der Auffassung, dass das Berufsbild je nach Schwerpunkt und Zielgruppe sehr unterschiedlich sei, sind 15,7 Prozent der Beschäftigten bei freien Trägern und 6,8 Prozent der Personen, die bei einem öffentlichen Träger angestellt sind. Dass die Beschäftigten eines öffentlichen Trägers häufiger der Meinung sind, dass das Berufsbild als Beratung über soziale Hilfen zu definieren sei, kann damit zusammenhängen, dass dies ihrem konkreten Aufgabenfeld entspricht, und dass sie gemäß ihrer Arbeitsplatzbeschreibung Beratung über soziale Hilfen ausüben. Freie Träger haben hingegen in der Regel mit sehr unterschiedlichen Schwerpunkten und Zielgruppen der Sozialen Arbeit zu tun, was erklärt, dass das Berufsbild dort auch häufiger darüber definiert wird (fT 15,7 Prozent, öT 6,8 Prozent).

4. Fehlt ein Berufsbild?

Die Mehrheit der Befragten erklärt das Fehlen eines Berufsbildes Soziale Arbeit mit der Vielfalt der Arbeitsfelder (80 Prozent). Der Auffassung, dass der Beruf sich unter Wert verkaufe, sind 8,2 Prozent der Befragten. 5,9 Prozent sind der Überzeugung, dass Soziale Arbeit deshalb kein Berufsbild habe, weil sie

jeder ausüben könne, und weitere 5,9 Prozent der in der Sozialen Arbeit Beschäftigten geben an, dass der Beruf seine Professionalisierung verpasst habe. Sozialarbeiterinnen sind häufiger der Auffassung, dass sich der Beruf unter seinem Wert verkaufe (Frauen 10,3 Prozent, Männer 3,7 Prozent). Umgekehrt sind ihre männlichen Kollegen häufiger der Überzeugung, dass der Beruf seine Professionalisierung verpasst habe (Frauen 3,4 Prozent, Männer 11,1 Prozent). Die Ansicht, dass Soziale Arbeit eine Tätigkeit sei, die jeder ausüben könne, und die Tatsache, dass diese Überzeugung etwas häufiger von Frauen (6,9 Prozent im Vergleich zu Männern 3,7 Prozent) geäußert wird, deutet darauf hin, dass in der Sozialen Arbeit einerseits frauenspezifische Kompetenzen gefragt sind, aber ein Teil der Sozialarbeiterinnen diese als Qualitäten nur in geringerem Umfang wertschätzen. Hieraus ergibt sich eine Aufgabe für die Ausbildung im Bereich Sozialer Arbeit, das jeweils fachspezifische deutlich herauszustellen, also den professionellen Anteil des beruflichen Handelns im Unterschied zur Unterstützung im privaten Umfeld. Erst wer die eigene Arbeit als professionelle Soziale Arbeit versteht, kann diese auch selbstbewusst als Profession vertreten.

Dass der Beruf sich unter seinem Wert verkaufe, stellen nur die Befragten aus den alten Bundesländern fest (aB 9,3 Prozent, nB 0 Prozent). Vielleicht haben die Berufsangehörigen aus den neuen Bundesländern mehr berufliches Selbstbewusstsein: Soziale Arbeit war nach der Wende ein Beruf, der in der Beliebtheitsskala sehr hoch rangierte, ein anerkannter Beruf, den man durchaus erlernen muss und den eben nicht jeder kann!⁵ Andererseits sind die Sozialarbeiter und Sozialpädagoginnen aus den neuen Bundesländern häufiger der Auffassung, dass dieser Beruf seine Professionalisierung verpasst habe (aB 5,3 Prozent, nB 10 Prozent). Die Befragten, die bei einem freien Träger angestellt sind, erklären – entsprechend der Vielfalt ihrer Tätigkeitsbereiche – das Fehlen eines Berufsbildes zu 82,5 Prozent mit der Anzahl und Vielfalt der Arbeitsfelder (fT 82,5 Prozent, öT 75 Prozent). Die Beschäftigten der öffentlichen Träger sind häufiger der Überzeugung, dass Soziale Arbeit kein Berufsbild hat, weil der Beruf seine Professionalisierung verpasst habe (fT 3,5 Prozent, öT 10,7 Prozent).

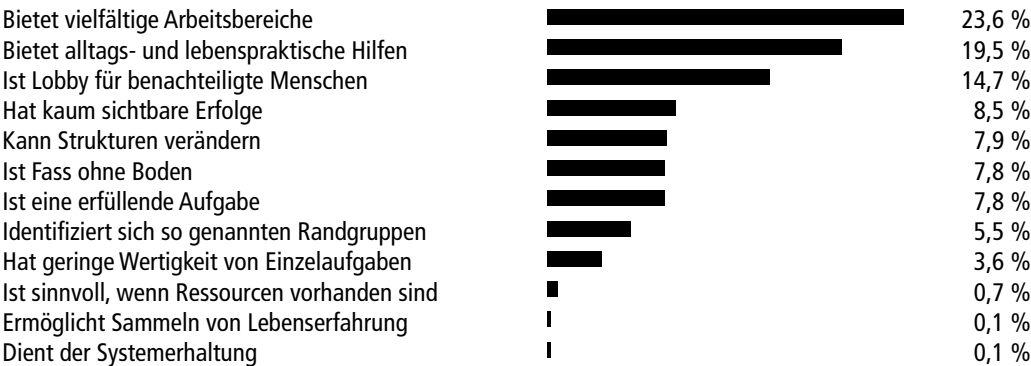
4.1 Charakteristika des Berufsbilds

Zwar definiert *Heiko Kleve* (2000) Soziale Arbeit als eine postmoderne Profession „ohne Eigenschaften“, die von uns befragte Berufsgruppe fand jedoch vielerlei Zuschreibungen für die Soziale Arbeit (siehe Abbildung). Auf der Suche nach Merkmalen des Berufes überwiegen bei weitem die positiven Zuord-

nungen, sie werden zu 80 Prozent genannt, negative zu 20 Prozent. Als wichtigste positive Charakterisierungen des Berufes werden benannt: Der Beruf bietet vielfältige Arbeitsbereiche (23,6 Prozent), er bietet alltags- und lebenspraktische Hilfen (19,5 Prozent), er ist Lobby für benachteiligte Menschen (14,7 Prozent), er kann Strukturen verändern (7,9 Prozent) und er ist eine erfüllende Aufgabe (7,8 Prozent). Außerdem gehört es zum Charakteristikum Sozialer Arbeit, dass sie sich mit so genannten Randgruppen identifiziert (5,5 Prozent der Befragten, siehe hierzu Engelke 1996). Als negative Charakteristika des Berufes werden angeführt, dass Soziale Arbeit kaum sichtbare Erfolge vorweisen könne (8,5 Prozent) und ein Fass ohne Boden sei (7,8 Prozent).

relles (Abhängigkeits)Problem des Berufes hin: Soziale Arbeit kann tief greifende sozialpolitische Problemlagen (Armut, Erwerbslosigkeit und andere) nicht aus eigener Kraft beseitigen. Andererseits setzt das Sichtbarwerden von Erfolgen voraus, dass klare Ziele und Teilziele der Arbeit definiert werden können. Eine Voraussetzung für Erfolg ist das Herausstellen derselben (was will ich erreichen?) und das Vergleichen mit den erreichten Ergebnissen beziehungsweise die Auswertung des Prozesses und der Ergebnisse (Reflexion). Dies gilt auch für die Auffassung, dass Soziale Arbeit ein Fass ohne Boden sei. Wird Soziale Arbeit auf einzelne, nicht zusammenhängende Hilfen konzentriert, so unterliegt sie tatsächlich dieser Gefahr. So wird zum Beispiel oft von

Welches Bild haben Sie selbst von Ihrem Beruf?



n=963 (255) Mehrfachnennungen

Die Querschnittsanalyse ergibt kaum Unterschiede. Allenfalls bei der Zuschreibung, dass Soziale Arbeit Strukturen verändern könne, trauen dies der Sozialen Arbeit 9,2 Prozent der Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter aus den alten Bundesländern und nur 4,4 Prozent der Befragten aus den neuen Ländern zu. Vertretende der Berufsgruppe aus den neuen Bundesländern machen in ihrer Arbeit wahrscheinlich noch häufiger die Erfahrung, dass auf Grund finanzpolitischer Gegebenheiten nichts mehr geht und Strukturen als nicht veränderbar erscheinen.

Zusammenfassend lässt sich aus den Aussagen der Befragten folgendes Profil der Sozialen Arbeit zeichnen: Diese ist vielfältig in ihren Arbeitsbereichen, sie ist eine erfüllende Aufgabe, sie bietet sowohl alltags- als auch lebenspraktische Hilfen und ist gleichzeitig eine Lobby für benachteiligte Menschen, die Einfluss auf Strukturen nehmen kann. Die negativen Nennungen verweisen auf Schwachstellen des Berufes. Wenn zum einen geäußert wird, dass kaum sichtbare Erfolge vorweisbar sind, deutet dies auf ein struktu-

in der Praxis Tätigen geschildert, dass sie zwar alles tun können, um einen drohenden Wohnungsverlust durch die Übernahme von Mietschulden durch öffentliche Kassen zu verhindern, dass aber die weitergehende Verschuldungsproblematik nicht langfristig beseitigt werden kann, solange die Sicherung des Lebensunterhaltes durch eigenes Erwerbseinkommen nicht garantiert ist.

Deutlich wird durch die Befragung, dass es viele Sozialarbeiterinnen und Sozialpädagogen gibt, die sich zu den Fragen eines Berufsbildes der Sozialen Arbeit nicht äußern. Möglicherweise ist diese Diskussion für sie nicht von Interesse. Es bleibt offen, ob dies daran liegt, dass die wissenschaftliche Fachdiskussion vielleicht zu abgehoben von der Praxis geführt wird, oder ob mehr als ein Drittel der Befragten sich nicht äußert, weil sie dieses Thema für die Praxis als unwesentlich betrachten.

5. Berufsbezeichnungen

Seit den 1990er-Jahren wurde in der Fachöffentlich-

keit verstärkt darüber diskutiert, ob Sozialpädagogik oder Sozialarbeit oder Soziale Arbeit die richtige Bezeichnung für den Beruf sei. Historisch gesehen steht die Sozialarbeit in der Nachfolge der Fürsorge und kann in diesem klassischen Sinne unterteilt werden in Jugendhilfe, Sozialhilfe und Gesundheitshilfe – hauptsächlich ausgeübt in Ämtern und Behörden. Sozialpädagogik hat die erzieherisch-jugendpflegerische Variante beibehalten, die sie seit der Weimarer Republik als ihre Hauptaufgabe sieht (Wendt 1995, Buchkremer 1995). Mit Abschluss des Studiums erhalten die Studierenden der Sozialen Arbeit ein Zeugnis, das sie je nach Bundesland entweder als Dipl.-Sozialarbeiter/in, Dipl.-Sozialpädagoge/in, als Dipl.-Sozialpädagogin oder aber als Dipl.-Sozialarbeiter/in ausweist. Die in Wissenschaftskreisen lange Zeit heftig geführte Diskussion um die Frage der Berufsbezeichnung Sozialarbeit, Sozialpädagogik oder Soziale Arbeit wird von Praktikerinnen und Praktikern häufig als unnütz, der praktischen Arbeit wenig zuträglich und damit als überflüssig betrachtet.

In dem Umstand, dass es nicht einmal eine einheitlich genutzte Berufsbezeichnung in Deutschland gibt, könnte eine Ursache für Unsicherheiten bezüglich des eigenen Stellenwerts und für mangelnde Identitätsbildung liegen. Wir wollten deshalb wissen, ob sich die Befragten eher als Sozialarbeiter oder als Sozialpädagogen fühlen. 49,4 Prozent sehen sich eher als Sozialarbeiter, 28,6 Prozent eher als Sozialpädagogin, 5,1 Prozent ist es egal, welche Berufsbezeichnung sie führen, und 3,5 Prozent sind in dieser Frage unschlüssig. 13,3 Prozent äußerten sich nicht.

Wie bei kaum einer anderen, zeigen sich in der Beantwortung dieser Frage, die im Rahmen der Erhebung gestellt wurde, geschlechtsspezifische Differenzen so deutlich. Frauen fühlen sich eher als Sozialarbeiterinnen (Frauen 54 Prozent, Männer 38,4 Prozent), Männer sehen sich häufiger als Sozialpädagogen als Frauen (Frauen 25,3 Prozent, Männer 37 Prozent). Frauen ist es häufiger gleichgültig, welche Berufsbezeichnung sie führen (Frauen 7,1 Prozent), Männern dagegen nicht (0 Prozent). Die Anzahl der Sozialarbeiter, die sich zu dieser Frage nicht äußern, ist erheblich höher als die der Sozialarbeiterinnen (Frauen 10,3 Prozent, Männer 20,5 Prozent).

Die Befragten aus den alten Bundesländern (aB 30,7 Prozent, nB 22,2 Prozent) fühlen sich häufiger als Sozialpädagogen als diejenigen aus den neuen Ländern, die mehr zur Berufsbezeichnung Sozialarbeiter tendieren (aB 46,3 Prozent, nB 58,7 Prozent). Aus diesen Antworten ergibt sich die Vermutung, dass in den neuen Bundesländern vielleicht aus Finanzie-

rungsgründen mehr die sozialarbeiterisch geprägten Tätigkeiten und weniger die pädagogisch-erzieherischen dominieren, weil 58,7 Prozent der Befragten in den neuen Bundesländern sich als Sozialarbeiter, Sozialarbeiterin fühlen und nur 22,2 Prozent als Sozialpädagoge, Sozialpädagogin. Vielleicht ist aber auch die Bezeichnung Sozialarbeiter die mittlerweile gängigere, die sich sprachlich eingeschliffen hat. Hierfür spricht, dass sich auch in den alten Bundesländern ein starkes Gefälle zeigt: 46,3 Prozent verstehen sich als Sozialarbeiter und nur 30,7 Prozent als Sozialpädagoge.

Interessant sind die gravierenden Unterschiede der Beschäftigten bei öffentlichen und bei freien Trägern. Die Beschäftigten bei öffentlichen Trägern sehen sich viel deutlicher als Sozialarbeiter (60,5 Prozent) als die Beschäftigten bei freien Trägern (44,7 Prozent). Letztere bezeichnen sich sehr viel häufiger als Sozialpädagogen (fT 33,0 Prozent) als die Beschäftigten öffentlicher Träger (öT 18,4 Prozent). Eine Erklärung könnte sein, dass Beschäftigte bei freien Trägern möglicherweise eher in erzieherisch- und bildungsorientierten Projekten tätig sind, während die Beschäftigten bei öffentlichen Trägern eher im historischen Sinne fürsorgliche Aufgaben, das heißt typisch sozialarbeiterische (Sozialarbeit in der Nachfolge von Fürsorge) ausüben. Andere Berufsbezeichnungen wie Mitarbeitende für soziale Fragen, soziale Manager, Managerin, Sozialtherapeuten oder Sozialwissenschaftler, -wissenschaftlerin halten nur verschwindend wenige Befragte für adäquat.

6. Tendenzen

Von vielen Sozialarbeiterinnen und Sozialpädagogen wird die Frage nach der beruflichen Identität eher als überflüssig empfunden. Nur etwas mehr als ein Drittel der Befragten hält ein Berufsbild für existent und wichtig. Fast ein Drittel kann dieses Berufsbild definieren, und zwar praxisbezogen als „Beratung über soziale Hilfen“, als „unterstützende Arbeit“ und als „Hilfe zur Selbsthilfe“. Die Mehrheit der Befragten erklärt das Fehlen eines Berufsbildes Soziale Arbeit mit der Vielfalt der Arbeitsfelder. Wenn in der Sozialarbeit und Sozialpädagogik Tätige fachfremden Personen ihren Beruf erklären sollen, dann stellen sie entweder das eigene Arbeitsgebiet vor oder generell das Aufgabengebiet der Sozialen Arbeit (Herwig-Lempp 2003).

Als Charakteristika des Berufsbilds überwiegen bei weitem die positiven Zuschreibungen wie: Der Beruf bietet vielfältige Arbeitsbereiche für die in ihm Tätigen, er hält alltags- und lebenspraktische Hilfen für benachteiligte Menschen bereit und bildet eine

Lobby für sie, er kann Strukturen verändern und eine erfüllende Aufgabe sein.

7. Der Weg zu einer zeitgemäßen beruflichen Identität

Vielleicht ist es die Aufgabe heutiger Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter, für ihren Beruf eine neue zeitgemäße berufliche Identität auf der Grundlage seiner geschichtlichen Herkunft – vom sozialen Ehrenamt zur professionellen Tätigkeit –, aber vor allem auf Grund seiner aktuellen Entwicklungen, die in hohem Maße von sozialpolitischen Gegebenheiten beeinflusst sind, zu entwickeln. Dies bedeutet für die Fachleute aus Praxis und Wissenschaft, der Frage nachzugehen, wie eine moderne berufliche Identität aussehen kann, was für diesen Beruf Selbstbewusstsein und Identität stiften kann und anderes mehr. Wichtig ist, herauszuarbeiten, was arbeitsfeldübergreifend identitätsstiftend sein kann. Soziale Arbeit wird oft als Patchworkberuf bezeichnet, der Chancen zur Freiheit und Flexibilität bietet und nicht in hohem Maße auf, immer wiederkehrende Tätigkeiten festlegt ist. Immer mehr wird die Qualität Sozialer Arbeit als Dienstleistung für die Gesellschaft betont. Wenn diese Dienstleistung angenommen wird, hat sie auch einen Wert, dessen sich Sozialarbeiterinnen und Sozialpädagogen bewusst sein dürfen.

In diesem Zusammenhang ist ein Hinweis von *Margrit Brückner* von Interesse. Sie beschreibt das Berufsprofil folgendermaßen: Sozialarbeit zeichnet sich durch strukturelle Offenheit aus, die einen multiperspektivischen Ansatz, ein hohes Maß an Flexibilität und einen ständigen Perspektivenwechsel erfordert. Die Handlungsbedingungen und institutionellen Kontexte sind erheblich komplexer als in spezialisierteren Berufen. In der Sozialen Arbeit bedarf es zunächst einer systematisierenden Analyse, um die notwendigen Interventionen darauf aufzubauen. Dafür bedient sie sich ihrer interprofessionellen Kenntnisse (Verweisungswissen) und sozialpädagogischer Zusammenarbeit mit den Adressatinnen und Adressaten (*Brückner* 2000). Wie bei kaum einer anderen Profession kommt es darauf an, sich über die Grenzen der eigenen Fachwissenschaft hinaus die Erkenntnisse anderer wissenschaftlicher Disziplinen für die berufliche Praxis nutzbar zu machen und darüber hinaus im Interesse der jeweiligen Klientel das eigene Expertenwissen in die Kooperation und Vernetzung mit anderen Berufsgruppen einzubringen. Das Wissen um den Wert dieser Kompetenzen muss die Berufsgruppe selbst entwickeln!

Klischee kommt in einer Untersuchung zu dem Ergebnis, dass Berufstätige der Sozialen Arbeit im Rück-

blick auf die theoretische und praktische Berufsvorbereitung durch Studium und Ausbildung sich nur zur Hälfte theoretisch ausreichend auf ihre Tätigkeit und nur zu zirka 30 Prozent ausreichend praktisch vorbereitet fühlten (zitiert nach *Jungnickel* 2001).

Peter Lüssi (1998) erklärt diesen Sachverhalt mit der „Summierung von Studiengebieten“, mit „fehlender Systematik“ und einer „willkürlichen Auswahl von Ausbildungsinhalten, woraus seiner Meinung nach keine eigene berufliche Identität entstehen kann. Dies sei nur von einer spezifischen Sozialarbeitslehre zu leisten, welche die vielfältigen Wissens- und Praxiselemente anderer Wissenschaften auf eine zentrale sozialarbeitseigene Berufstheorie hin konzentriert.

Um der Herausbildung einer beruflichen Identität einen angemessenen hohen Stellenwert einzuräumen, gilt es bereits in der Ausbildung, eine arbeitsfeldübergreifende gemeinsame Berufsidealität bei den Studierenden aufzubauen. Dies könnte durch eine verstärkte Diskussion um die Sozialarbeitswissenschaft geschehen, eine engagierte Debatte über die Notwendigkeit und das Aussehen eines Berufsbildes und einer eigenständigen professionellen Identität, ein Herausstellen des spezifisch sozialarbeiterischen Beitrags für soziale Tätigkeiten (weshalb Sozialarbeit nicht von einer anderen Berufsgruppe und auch nicht von Laien geleistet werden kann), eine Konfrontation mit der beruflichen Identität und dem Status von Sozialarbeitern und Sozialarbeiterinnen in der Praxis. So könnte bereits die Ausbildung solchen Unsicherheiten entgegenwirken sowie das Theorie-Praxis-Verhältnis weiterentwickeln.

Anmerkungen

1 Das „Informationssystem STUDIENWAHL UND ARBEITSMARKT (ISA)“ an der Universität Essen hat für 2002 bei Absolvierenden des Studiums Soziale Arbeit einen Frauenanteil von 76 Prozent ermittelt. Siehe Info „Immer mehr studieren Sozialarbeit ...“ In: Sozialmagazin 7-8/2004, S. 9.

2 So schreibt Kleve, der Ursprung der Sozialarbeit aus der Ambivalenz verhindere, dass sie – im Gegensatz zu den klassischen Professionen – eine klar und eindeutig zu identifizierende Profession sein kann, vielmehr sei sie von ihrer Struktur her eine ambivalente Praxis, ein relativ ohnmächtiger, verwaltungsabhängiger und von mächtigen Professionen der Jurisprudenz, der Ökonomie, der Medizin und des Schuldienstes kontrollierter Arbeitsbereich (Kleve, Heiko: Soziale Arbeit und Ambivalenz. In: neue praxis 4/1999, S. 368).

3 Befragt wurden bundesweit 255 Personen dieser Berufsgruppe, die ihren Beruf nach Beendigung ihrer Ausbildung seit mindestens drei Jahren ausübten. Bei der Auswertung legten wir Wert auf eine querschnittsmäßige Betrachtung der Aussagen von Frauen und Männern, von in der Sozialarbeit und Sozialpädagogik Tätigen aus den alten und den neuen Bundesländern sowie von Beschäftigten bei freien oder öffentlichen Trägern.

4 Im Rahmen der Untersuchung wurden unter anderem Faktoren ermittelt, die die Soziale Arbeit beeinflussen; Gegenstand waren des Weiteren professionelle Ansprüche und berufliche Realität; Stolpersteine in der Ausübung der beruflichen Praxis und andere mehr.

5 Ein Aufsatz von Werner Thole suggeriert dies provozierend durch die Überschrift: „Ansonsten kann diesen Job auch 'n Maurer machen“. In: Thiersch, Hans; Grunwald, Klaus 1995, 119 ff.

Literatur

Brückner, Margrit: Sozialarbeit – ein Frauenberuf? In: neue praxis 6/2000, S. 539-543

Buchkremer, Hansjosef: Handbuch Sozialpädagogik. Darmstadt 1995

Bundesagentur für Arbeit (Hrsg.): Berufenet. Die Datenbank für Ausbildungs- und Tätigkeitsbeschreibungen. Dipl.-Sozialarbeiter/in (FH): Aufgaben/Tätigkeiten. Im Internet unter: <http://infobub.arbeitsagentur.de/berufe/berufld>, abgerufen am 6. Juli 2005

Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter (Hrsg.): Stellungnahme. In: neue praxis 1/1997, S. 91 ff.

Deutscher Berufsverband für Soziale Arbeit e.V.: Berufsbild für Diplom-Sozialarbeiterinnen/Sozialarbeiter. Im Internet unter: www.dbsh.de/Berufsbild.doc, abgerufen am 24.10.2005

Engelke, Ernst: Soziale Arbeit als Ausbildung. Studienreform und -modelle. Freiburg im Breisgau 1996

Gildemeister, Regine: Neuere Aspekte in der Professionalisierungsdebatte. In: neue praxis 3/1992, S. 207-219

Gildemeister, Regine: Professionalisierung. In: Wörterbuch Soziale Arbeit. Weinheim/Basel 1996, S. 443

Herwig-Lempp, Johannes: Welche Theorie braucht Soziale Arbeit? In: Sozialmagazin 2/2003, S. 12-21

Jungnickel, Melissa: Berufsständische Interessenvertretung – für Soziale Arbeit kein Thema? Unveröffentlichte Diplomarbeit. Berlin 2001

Karges, Rosemarie; Lehner, Ilse M.: Soziale Arbeit und ihr Verhältnis zu ihrer Fachwissenschaft – ... zum Fehlen einer eigenständigen, anerkannten Fachwissenschaft. Berlin 2005, im Druck

Kleve, Heiko: Die Sozialarbeit ohne Eigenschaften. Freiburg im Breisgau 2000

Klewitz, Marion u.a.: Frauenberufe – hausarbeitsnah? Pfaffenweiler 1989

Klüsche, Wilhelm: Theorieentwicklung in der Sozialen Arbeit als Baustein des Identitätsbewusstseins von Sozialarbeitern/Sozialpädagogen. In: Wöhrle, A. (Hrsg.): Profession und Wissenschaft Sozialer Arbeit. Herbolzheim 1998

Lüssi, Peter: Systemische Sozialarbeit. Bern 1998

Silbereisen, P.K.; Schmitt-Rodermund, E.: Entwicklung im Jugendalter: Prozesse, Kontexte und Ergebnisse. In: Keller, Heidi (Hrsg.): Entwicklungspsychologie. Bern 1998, S. 385 f.

Straub, Ute: Sozialmanagement und Gender Mainstreaming – eine innovationsorientierte Verbindung. In: Sozialmagazin 11/2002, S. 16-21

Thiersch, Hans; Grunwald, Klaus (Hrsg.): Zeitdiagnose Soziale Arbeit. Weinheim/Basel 1995

Wendt, Wolf Rainer: Geschichte der Sozialen Arbeit. Stuttgart 1995

Adele Beerensson

Ihr Wirken für die Sozialarbeit in Berlin und Deutschland

Peter Reinicke

Zusammenfassung

Vor 125 Jahren wurde *Adele Beerensson* geboren. Sie gehörte zu den Frauen in Deutschland, die der professionellen Sozialarbeit, von Berlin ausgehend, den Weg ebneten. Neben ihrer Lehrtätigkeit übernahm sie berufspolitische Leitungsaufgaben und bemühte sich engagiert, dem jungen Frauenberuf der Sozialarbeiterin Anerkennung in der Gesellschaft zu verschaffen. 1933 emigrierte sie nach England, ihrem Geburtsland, und fand Arbeit im „Sara Pyke House“, einer jüdischen Einrichtung für Mädchen und Frauen in London.

Abstract

Adele Beerensson was born 125 years ago. She belonged to the women in Germany who paved the way for professional social work starting in Berlin. Apart from working as a teacher, she assumed leading professional political tasks and committed herself to making the female social worker a recognised young profession for women in society. In 1933, she emigrated to England, her country of origin, and found a job in „Sara Pyke House“, a Jewish institution for girls and women in London.

Schlüsselwörter

Sozialarbeit - Frauenbewegung - historische Entwicklung - Berufsverband - Ausbildung - Judentum - Großbritannien - soziale Persönlichkeit

Einleitung

Adele Beerensson gehört zu den Frauen in Deutschland, deren Wirken heute, auch in Fachkreisen, kaum noch bekannt ist. Sie war Angehörige der Generation, die durch ihren Einsatz den Frauen aus bürgerlichen Kreisen ein eigenes und neues Selbstverständnis ermöglichte und gleichzeitig Hilfeangebote für Benachteiligte und deren Interessen aufbaute. Heute sind Bildungs- und Hilfemöglichkeiten, auch für Frauen, selbstverständlich. Vor 100 Jahren galt das noch nicht.

Adele Beerensson wurde am 15. März 1879 in Bradford/Yorkshire (England) geboren. Erste Aktivitäten lassen sich in Berlin bei den von *Minna Cauer* 1893 gegründeten „Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit“ nachweisen. 1907 wurde sie Schriftführerin und übernahm 1912 die Funktion der Geschäftsführerin. Aus diesen Gruppen und ihrer Idee, Hilfen für Kranke, Behinderte, Krankenhausinsassen,